Vom Nil zum Kongo

Von Dr. Petrus Klotz.

Anfangs April 1913 kam ich vom Viktoria-Nil, dessen Kataraktе ich bei seinem Ausflusse aus dem Viktoria-Njansa besucht hatte, nach Entebbe, dem Haupthafen von Uganda, zurück. Von dort brachte mich das Auto nach Kampala, der königlichen Residenzstadt, und in einigen Tagen über hügeliges Steppenland an die Ufer des Albert-Sees. Eingeborene setzten auf Kanoes unsere kleine Karawane über den krokodilreichen Semliki. Reihe und Pelikane schauten ruhig zu, aber weder Büffel, noch Elefanten und anderes Großwild, das hier zu beiden Seiten des Flusses in Massen den Busch bevölkert, ließen sich sehen. Die Sonne stand noch zu hoch am Himmel. Der Semliki verbindet den Albert-Eduard-Njansa mit dem Albert-Njansa und sammelt alle westlichen Gewässer des Ruwenzori-Gletschers zum weiteren Aufbau des jungen Nil.

Vom See ging es über steiles Bergland westwärts hinauf nach Irumu, das wir in vierzehn Tagen zu Fuß erreichten. Auf der Paßhöhe, der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, ließen wir Uganda und die berüchtigte Schlafkrankheit zurück und betraten belgischen Boden. Irumu liegt auf Hügeln in der Nähe des Ituri, wie der Aruwimi in seinem Oberlauf genannt wird, und bildet den Ausgangspunkt für die Urwaldmärsche nach Westen zu den großen Wasserstraßen des Kongo.

Ich lasse gerne allen weiteren geographischen Behang beiseite, da man dies alles ja viel besser und genauer in den einschlägigen Fachbüchern lesen kann. Ich fürchte ohnedies, schon zu viel der Buchweisheit gebraucht zu haben; es geschah aber nur, um in weiten Umrissen meine Reiseroute zu kennzeichnen und beiläufig klarzulegen, daß es sich hier um den Aequatorialurwald von Afrika und nicht jenen von Brasilien oder Melanesien handelt, die allerdings mitsammen die drei größten Urwaldgebiete der Welt darstellen und so recht die „Urwälder" der exotischen Räuber- und Jagdgeschichten sind.

Wir nahmen in Irumu einige Tage Aufenthalt, um die Karawane zusammenzustellen, auszurüsten und überhaupt alle Vorbereitungen für die lange Safari zu treffen. Es war das kein so großes Stück Arbeit wie zu Zeiten Stanleys und Emin Paschas, die oft wegen einer Handvoll Schwarzer nach langwierigen Verhandlungen förmliche Staatsverträge abzuschließen hatten. Meine Aufgabe war nur, zu wünschen und zu zahlen. Ich besorgte beides, aber in sehr ungleichem Maße; denn ich wünschte viel und zahlte wenig, ja eigentlich sehr wenig in Anbetracht des großen Menschenmaterials, das in Bewegung gesetzt werden mußte.

Alles ging so glatt und ruhig unter polizeilicher Aufsicht vonstatten, so weit man überhaupt bei Negern von Ruhe sprechen kann. Es erheischte nicht viel mehr Aufwand an Energie und Klugheit, als etwa ein Postillon in alter Zeit zum Wechseln seiner Pferde brauchte. Die Leute warteten auf Anstellung und fühlten sich glücklich, in meinen Frondienst treten zu dürfen. Ich war wirklich erstaunt; nahm ich doch von Hause den allgemeinen Glauben mit, man könne nur mit dem Revolver in der Hand den Neger um einen Gefallen bitten. Nun traf ich nach all den italienischen, türkischen und ägyptischen, sagen wir, mittelländischen Reiseerfahrungen hier bei den diesen Zentralafrikanern wahrhaft paradiesisch friedvolle Verhältnisse. So habe ich mir schon längst zum Grundsatz gemacht, immer nur die schwärzesten und „wildesten" Neger zu meinen Dienern zu machen, da sie noch wenig Kultur haben und darum viel verläßlicher sind. Es klingt das für einen Fernstehenden etwas merkwürdig. Würde ich aber hier Gouverneur sein, so möchte ich jeden Neger, der Manschetten und Halskragen trägt, einfach ins Gefängnis werfen; denn ein solcher Negerdandy hat von unserer Kultur schon noch mehr Untugend angenommen, als er hier in Afrika braucht, um unter seinen Stammesgenossen als „zivilisiert" zu gelten.

Abends kam ein Askari mit der Meldung, daß alles bereit sei und morgen früh die Karawane aufbreche. Proviant, Zelte, Faltboote, Taue, Betten, Kochzeug bis herunter zu Kerzen, Petroleum, Medikamente und nicht zuletzt unser, allerdings sehr reduziertes Privatgepäck, kurz alles war in Tragtierlasten zu 25 Kilogramm geordnet und soweit es nicht Strangen waren, wunderbar in ameisensichere, unendlich schmucklose Blechkisten verpackt. Auch ein paar Sänften waren vorgesehen für Uebermüdung, Beinbruch und dergleichen mehr. Sie waren aber nicht mit Purpur, Goldschnüren und Spiegeln behangen, trugen auch keinen feingeschnitzten, amorettenumkrabbelten Baldachin, sondern bestanden lediglich aus zwei Stangen und einem regulierbaren Segeltuch. Auch ein alter, afrikamäßig ausgetrockneter Klepper, den die Tsetsefliegen noch nicht totgestochen hatten, und der allerdings mit dem Schreckentempo der Karawane wunderbar Schritt gehalten hatte, wurde mir angetragen. Ich wies aber das Gerippe, das mich just noch an ein Pferd erinnerte, aus Erbarmen zurück und schob es behutsam an den Stamm einer Sykomore.

Am nächsten Tage, um ½6 Uhr früh, beim ersten Strahl der Dämmerung, erklang ein Trompetenstoß und gab das Signal zur Bereitschaft. Ein Lärmen und Johlen ging durch die engen Gassen Irumu's und verfing sich in den armen, strohgedeckten Lehmhütten. Punkt 6 Uhr traf ich am Lagerplatz ein und fand die schwarze Kolonne vollzählig und in bestem Humor beisammen. „Jambo bana", „Guten Morgen, Herr", erklang es freudig aus mehr als hundert Kehlen. Die braven Kerle saßen auf ihren Traglasten und empfingen mich mit Lachen und Händeklatschen. Aus ihren Zähnen stiegen blaue Zigarettenwölkchen in den jungen goldigen Tag. Ein Askari, wohl eine höhere Charge, kam zu mir, salutierte und meldete den sofortigen Aufbruch der Safari.

Noch ein Trompetenstoß und der Aufbruch begann. Wie eine endlose Schlange, Mann hinter Mann, setzte sich die Karawane unter Singen und Schreien in Bewegung. Voran ein Fähnlein Askari, barfuß mit Fes und Flinte, die aber ob ihres Alters auf fünfzig Schritt gerade noch einen Elefanten fehlen würde. Hierauf die Träger, dann die Köche. Letztere dünkten sich schon etwas Besseres, waren meist schon an der Küste, sprechen Kisuaheli, haben mit Kragen und Manschetten schon manche europäische Lausbüberei angezogen und fühlen sich berufen, an der Seite des Weißen auf die eingeschüchterten Inlandsneger mit dem Kulturfegen dreinzuhauen. Nach ihnen kommen die Boys, gewöhnlich brave, hübsche, ausgesiebte und wohlerprobte Burschen, unter ihnen mein prachtvoller Leibboy, den ich Schaitan taufte. Der schöne Name sollte ihm ein ständiger Mahnruf sein, mich auf Samtpfoten und schnell wie ein Geist zu bedienen, aber auch wie ein Teufel gegen alles, was mir feind ist, loszufahren.

Mich selbst begleiteten drei Weiße, ein belgischer Offizier und zwei französische Missionäre, lauter reizende, liebe Menschen, mit denen ich nicht nur durch den afrikanischen Urwald, sondern auch gerne durchs Leben marschieren würde. Der Offizier und der ältere Missionär lebten schon Jahre hindurch im Kongogebiet und kannten Land und Leute. Der jüngere war ein Laienbuder, erst von Europa gekommen und sollte auf dem Aruwimi Kapitän eines kleinen Missionsdampfers werden. Er kam über Suez von Osten her, der Dampfer aber sollte über den Atlantik und auf dem Kongo von Westen herauf als Frachtgut eintreffen. Den Schluß der Karawane bildeten wieder ein paar Askari, von denen einer auch eine Maultrommel zur sicheren Abwehr von Büffeln und Elefanten zu spielen verstand.

So marschierten wir dahin auf Stanleys Pfaden, und in meinem Herzen hämmerten Gefühle, die ich nicht beschreiben kann. Ein Karawanenaufbruch von solch exotischen Reizen allein ist schon eine Reise nach Afrika wert.

Vom Urwald war noch nichts zu sehen. Wir hatten noch den letzten Rest des zentralafrikanischen Steppengebietes zu durchqueren. Der Weg führte durch mehr als mannshohes, gebliches, knisterndes Gras, das man wegen seiner Dimensionen hier durchwegs Elefantengras nennt. Auch halten sich darin die Dichhäuter gerne auf und durchsegeln auf ihren Wechseln kreuz und quer die wogende Grasflut. Die gigantischen Spuren ihrer physiologischen Existenz, insoweit sie Losung genannt werden, sind von prachtvollen Nymphaliden, Käfern und allen Sorten von Insekten umflattert und umkrochen. Das Gebilde, das mich ob der herrlichen Gemmenillusion an märchenhafte Königskronen erinnerte, verdient in den Prunkschrein eines Museums untergebracht zu werden. Ich habe all die berühmten naturhistorischen Sammlungen der Welt gesehen, aber nirgends traf ich eine so reichhaltige Kollektion von blutlosem Kleinvieh wie in diesem von der Tropennatur mit souveränster Freigebigkeit hingeworfenen Raritätenschrein der Savanne, darüber der Steppengeier seine stolzen Kreise zieht. Man verzeihe mir diesen naturwissenschaftlichen Seitensprung! Es beginnt nämlich hier zwischen den Graswänden allgemach langweilig zu werden, so daß man um jeden Gedanken froh ist, insofern er nur das Gehirn beschäftigt.

Endlich aus einem grashlosen Hügel. Die sonnendurchqualmte Steppe liegt vor uns. Das Auge mißt die gelbbraunen, schimmernden Weiten bis hinaus zum letzten Horizont, wo noch riesige Einzelbäume, die am äußersten Rand des Planeten zu kleben scheinen, gleich titanenhaften Schattenbildern in den Aether ragen. Eine eigentümliche Landschaft, die wie das Meer in der klarsten Luft unendliche Perspektiven offen läßt. Mimosen und Akazien, weit verstreut oder in kleinen Büschen, beleben die sonnentrunkenen Flächen. Dort noch eine Sykomore, ein Affenbrotbaum, eine Kandelabereuphorbie mit ihren wunderlichen Formen! Wohl die letzten spärlichen Reste des ostafrikanischen Hochlandes, das der Steppenwind noch über die Seen hin an den Rand des Urwaldes verpflanzt hat.

Hier ist der Tummelplatz von Büffeln, Elefanten, Löwen, Antilopen und Giraffen, ein idealer Hain Dianas, dohin der Traum aller geldkräftigen Jäger seine Schritte lenkt. Hier haben die Bester Licht, Luft und Raum, was alles der Urwald ihnen nicht bieten kann. Zur Erhöhung des vorweltlichen Eindrucks versorgten mich noch meine Begleiter mit allerhand Jagdgeschichten, die totsicher wahr sein sollten und bald mit tragischem, bald mit komischem Ausgang endigten. Sie nannten die Büffel, da sie in Herden gehen, die gefährlichsten aller Tiere. Doch auch sie greifen nicht an, wenn man sie in Ruhe läßt.

Gegen Mittag kamen wir an den Ituri. Wir durchquerten den 120 Meter breiten Fluß in den üblichen Einbäumen, die die Eingeborenen sehr geschickt zu lenken verstanden. Was sich bei dieser Gelegenheit mir darbot, war ein stundenlanges Theater, das ich mein Lebtag nie mehr vergessen werde. Allerdings hätten wir bald dabei einen Träger verloren; aber, Gott sei Dank, verfügte auch der arme Kerl, wie die meisten Menschen, über mehr Glück als Verstand und kam noch, einige Atemzüge vor dem Tode, ans andere Ufer.

Nun standen wir an den Pforten des Urwaldes. Hier trat vor 35 Jahren Stanley mit seinen getreuen Schwarzen, als er zum Entsatze Emin Paschas, des Gefangenen des Mahdi, heranrückte, nach ungeheueren Entbehrungen aus der monatelangen „Kerkernacht" vor Glück weinend und jubelnd, hinaus in die befreiende Lichtfülle der Savanne.

Eindrücke eines Franzosen in Deutschland.

Aus „Kölnische Zeitung."

Das Pariser Blatt „La Victoire" hat kürzlich in seinen Nummern 2136 und 2144 Auszüge aus Briefen eines aktiven französischen Offiziers über seine Eindrücke in Deutschland veröffentlicht, von denen wir einiges wiedergeben mit dem Bemerken, daß das, was wir auslassen, keineswegs Einschränkungen des günstigen Urteils über deutsche Verhältnisse, sondern eher eine noch unvorteilhaftere Beurteilung französischer Verhältnisse enthält. „Wenn man sieht," so führt der Briefschreiber aus, „mit welchem Ernst, welcher Gewissenhaftigkeit und welchem Fleiß in diesem Lande jedermann seine Arbeit verrichtet, dann ist man, selbst als französischer Chauvinist, wie ich, voller Staunen und Bewunderung. Der Straßenbahnschaffner ist gefällig und höflich und verrichtet pünktlich seinen Dienst. Die kleinen Geldscheine bringt er sorgfältig in einer Geldtasche unter, anstatt sie durcheinander hineinzustopfen wie seine Pariser Kollegen! Dann ist der Beamte sauber, rasiert und trägt gewichste Schuhe. Der Bankbeamte in seinem geräumigen, wohlausgestatteten Bureau ist voller Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit. Welch ein Unterschied, wenn man die Löcher von französischen Bureaus sieht sowie den Mangel an elementarer Erziehung und guter Haltung bei so vielen Beamten! Der Polizeibeamte trägt eine gutsitzende Uniform. Sein Benehmen ist tadellos korrekt; durch nichts läßt er sich in der untadeligen Ausübung seines Dienstes beirren. Die Kaufleute und Geschäftsangestellten sind im allgemeinen immer gefällig und liebenswürdig, selbst wenn man nichts kauft. Die Kellner in den Hotels sind aufmerksam ud höflich. (Einen Fehler haben sie: sie arbeiten zu langsam, doch liegt der Grund dafür in ihrer allzu straffen, methodischen Organisation.) Die Kellner sind ehrlich, sehr höflich und wissen einen strengen Abstand zu wahren. Kürzlich beobachtete ich auf dem Kölner Bahnhof den Zugführer des Mainzer Schnellzuges. Sorgfältig sah er seine Lokomotive nach und untersuchte sie ebenso genau wie ein Rennfahrer seinen Wagen vor dem Rennen. Eisenbahnunfälle gibt es in Deutschland fast nicht, ohne Zweifel deshalb nicht, weil jeder einzelne so diensteifrig ist. Bei uns jedoch ereignen sich so viele Unfälle, daß manche Deutsche nicht umhin können, darüber zu lachen . . . Im Süden von Düsseldorf kann man an der Eisenbahnstrecke eine Kolonie von etwa 30 schönen Häusern sehen, die wohl Arbeiterhäuser sein müssen, jedoch wie große Villen aussehen. Beim Anblick dieser in kurzer Zeit errichteten schönen Bauten bedauerte ich lebhaft, daß man den Wiederaufbau Nordfrankreichs nicht den deutschen Arbeitern übertragen hat, um dort ebensolche Häuser zu erbauen. Vielleicht wäre Nordfrankreich jetzt schon wiederhergestellt . . . Ich hatte geglaubt, in Duisburg und Ruhrort schwarze, schmutzige Städte anzutreffen! Wie sauber ist aber dort alles, wie behaglich und geordnet!"

Ueber diese Veröffentlichung hatte sich eine Leserin des Blattes bei dem Herausgeber, Gustav Hervé, beschwert. Der aber wies sie ab, indem er erklärte, daß er von „der Ueberlegenheit unsrer phantasievollen, künstlerischen, freiheitliebenden Rasse" nichts mehr hören wolle, und er brachte seinerseits noch andre Vergleiche bei, wie zum Beispiel, daß die Franzosen „hinsichtlich landwirtschaftlicher Vereinigungen die allerletzten sind, und daß wir überall in Frankreich, wo kein Großgrundbesitz vorhanden ist, den Boden in einer rückständigen Weise bearbeiten, worüber die Deutschen lachen." Er sagt ferner, daß die an deutsche Ordnung gewöhnten Elsaß-Lothringer über die französische Art der Verwaltung entrüstet seien.

Darauf meldete sich der französische Offizier noch einmal zum Wort und schrieb: „Ihre Leserin aus Grenelle erinnert mich an jene alte Dame, die im Zug nach Wiesbaden nur Augen hatte für die blauen Uniformen längs des Weges. Für alles andere war sie blind. Daß die Eisenbahn glänzend instandgehalten ist, daß kein Grashälmchen auf vielen Dutzenden Kilometerstrecken zu sehen ist (bei uns wächst sogar auf dem Bahnhof von Contrexéville Gras, womit man 15 Tage lang Kaninchen füttern könnte, und in Vittel Gras, womit man sie acht Tage lang füttern könnte); daß ferner die Streckenarbeiter saubere gepflegte Wäsche tragen, die Dörfer sauber und schmuck, die Kirchhöfe wie Gärten geschmückt sind, all das, was in so scharfem Gegensatz zu den Dingen steht, die man allgemein bei uns sieht, hatte einen Eindruck auf sie gemacht. Einmal konnte ich beim Anblick der am Felsen hängenden Weinberge, die zäher Wille und eine mutige Hand auf diesem unfruchtbaren Boden erstehen ließ, nicht umhin, meiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Die gute Dame regte sich darüber auf und sagte mir: „Ich bin davon abgekommen, die Deutschen zu bewundern. Wir haben sie ja doch besiegt, und ich sehe unsre Soldaten in ihrem Lande." Da die Dame viel älter war als ich, bedauerte ich, daß ich ihr nicht folgende Antwort geben konnte: „In der Tat haben wir gesiegt, aber wir haben Zeit dazu gebraucht, und ich glaube, daß wir mehrere waren!"

Der Offizier preist dann die Winzerstädtchen an den felsigen Hügeln des Rheinlandes, und der Herausgeber Gustav Hervé macht dazu folgende Bemerkung: „Während ich das lese, denke ich an die Gemeinden der Yonne, die ich genau kenne. Dort haben wegen Reblausverseuchung unsre Winzer die Flinte ins Korn geworfen. Dreiviertel der Häuser verfallen, Dächer und Fensterscheiben sind zerstört und bieten vielleicht ein noch trostloseres Bild als die zerschossenen Landgemeinden. Doch nicht bloß die Reblausseuche hat die Dörfer in Ruinenhaufen verwandelt, sondern noch eine andre Seuche, von der Männer und Frauen dieses früher so reichen Landes befallen sind und die sie derartig mit Unfruchtbarkeit geschlagen hat, daß dieses Departement den schrecklichsten schwindelerregenden Geburtenrückgang Frankreichs aufweist." Dann führt der Brief des Offiziers fort: „Und die Straßen! Im großen und ganzen sind sie herrlich! Besonders haben die Straßen meine Aufmerksamkeit erregt, die mit kleinen, abgerundeten Steinen gepflastert sind. Diese passen genau aneinander und lassen nicht den großen Zwischenraum unsrer Pflastersteine, die wir verfluchen, wenn wir darüber hinfahren. . . . . Wenn in Deutschland ein Reisender in einem Zugabteil seine Füße auf die Sitzbank ausstrecken will, dann legt er zuvor zu ihrem Schutz eine Zeitung unter, auf die er seine Füße legt. Im benachbarten Wagen ließen französische Soldaten auf dem Lederpolster ihre mehr oder weniger schmutzigen Stiefel spazierengehen; in einem andern Abteil streckten Landsleute ihre Füße ebenso ruhig darauf aus. Das kann man übrigens jederzeit auch in Frankreich auf der Reise sehen . . . Ende 1918 war ich in Homburg (Pfalz), einer kleinen Stadt von 6- bis 7000 Einwohnern, die zum größten Teil bei der Eisenbahn angestellt sind. Ich wohnte als Offizier bei einem Eisenbahner, Vater von drei Kindern, der ein Gehalt von 1250 Mark im Monat bezog. Trotz dieses bescheidenen Einkommens war ein Fremdenzimmer vorhanden, das mit allem versehen war, einem ausgezeichneten Bett, gepflegter, anständiger Wäsche und einem schönen Spiegelschrank. Das Zimmer war geräumig; Licht und Heizung waren sehr gut; es fehlte an nichts. Dieses Zimmer bewohnte ich. Der Weihnachtsbaum wurde, wie überall in der Nachbarschaft, sorgfältig für die Kinder geschmückt. An Weihnachten fand ich dann an mehreren Abenden, wenn ich nach Hause kam, meinen Anteil am Familienkuchen in meinem Zimmer vor! Wieviel Tugenden in diesem einfachen Haushalt eines Eisenbahners! Doch war das keine Ausnahme. Bei meinen folgenden Versetzungen machte ich stets die gleiche Beobachtung. Bei uns in Frankreich aber . . ."

Was hier folgt, ist sehr abfällig; wir lassen es weg, weil es uns nicht um Geringschätzung andrer und eigne Ueberhebung zu tun ist. Zu selbstzufriedener Ueberhebung ist gerade die heutige Zeit auch gewiß nicht angetan; gleichwohl brauchen wir nicht die Ohren zu verschließen, wenn dann und wann ein Angehöriger der Nation, von der wir im allgemeinen nur Schmähungen und Herabsetzungen zu hören gewöhnt sind, auch einmal etwas Gutes von uns zu sagen weiß. Gustav Hervé macht zu den Aussagen des Offiziers noch folgende Bemerkung: „Mein Korrespondent empfiehlt mir am Schluß, selbst einmal das Rheinland zu besuchen, um zu sehen, ob er übertreibe. Ich bin schon vor 14 Jahren dort gewesen. Damals schon war ich buchstäblich bestürzt über die Kraft, die Ordnung, die Organisation, die Disziplin des volkreichen und arbeitsamen Deutschlands. Ich war niedergeschmettert von der Feststellung unsers eignen Versalls. Ich erinnere mich noch, wie ich bei meiner Rückkehr, trotzdem ich großer Optimist bin, meine Eindrücke in die bittern Worte faßte: „Wenn diese Leute zu uns kommen, dann müssen sie denselben Eindruck haben wie wir, wenn wir nach dem armen Spanien kommen!"

Eindrücke solcher Art sind vielleicht mehr oder minder unbewußt, jedenfalls aber uneingestanden, mitbestimmend für die feindseligen Gefühle, von denen gewisse Kreise in Frankreich die Politik gegenüber Deutschland geleitet sehen möchten.

Vor dem Ziele.

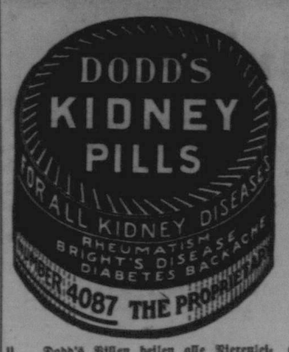
„Aber Wastl, wia kimmst denn Du hoam?"

Wastl: „I bin no net dahoam!"

— Moderne Annonce. Großer Ausverkauf wegen Eröffnung des Geschäftes.

— Durchschaut. Bettler: „Bitte, schenken Sie mir 'was — ich bin immer 'n armer Schlucker gewesen!"

Hausherr: „Ihrer Nase nach scheinen Sie aber ordentlich geschluckt zu haben!"



Dodd's Pillen heilen alle Nierenleiden, Rheumatismus, Nierenschwindsucht, Zuckerkrankheit und Rückenschmerzen. Dodd's Kidney Pills werden zu 50c pro Schachtel oder sechs Schachteln für $2.50 bei allen Händlern verkauft, oder der The Dodds Medicine Co., Toronto, Ont.

Kinder Schreien nach Fletcher's

CASTORIA

Die Sorte, die Ihr immer gekauft habt, und die seit mehr als 30 Jahren in Gebrauch ist, hat die Unterschrift von Chas. H. Fletcher getragen und ist von Anbeginn an unter seiner persönlichen Aufsicht hergestellt worden. Lasst Euch in dieser Beziehung von Niemandem täuschen. Fälschungen, Nachahmungen und "Eben-so-gut" sind nur Experimente und ein gefährliches Spiel mit der Gesundheit von Säuglingen und Kindern—Erfahrung gegen Experiment.

Was ist CASTORIA

Castoria ist ein unschädliches Substitut für Castor Öl, Paregorie, Tropfen und Soothing Syrups. Es ist angenehm. Es enthält weder Opium, Morphin noch andere narkotische Bestandtheile. Sein Alter bürgt für seinen Werth. Es vertreibt Würmer und beseitigt Fieberzustände. Es heilt Diarrhoe und Windkolik. Es erleichtert die Beschwerden des Zahnens, heilt Verstopfung und Blähungen. Es befördert die Verdauung, regulirt Magen und Darm und verleiht einen gesunden, natürlichen Schlaf. Der Kinder Panacae—Der Mütter Freund.

ÄCHTES CASTORIA IMMER
mit der Unterschrift von
Chas. H. Fletcher.

In Gebrauch Seit Mehr Als 30 Jahren

Die Sorte, Die Ihr Immer Gekauft Habt

THE CENTAUR COMPANY, NEW YORK CITY.

Erschreckliche Zunahme der Verbrechen

Die „Westliche Post schreibt:

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die Zahl der Verbrechen, welche in diesem Lande verübt werden, während der letzten Jahre in unheimlicher Weise gewachsen ist, und immer noch im Wachsen ist. Man braucht nur einen Blick in die Tagesblätter zu werfen, um diese Tatsache vollauf bestätigt zu finden. Berichte über sensationelle Mordtaten, Raubanfälle, Einbrüche, Diebstähle und andere Verbrechen füllen ganze Spalten und Seiten der Zeitungen. Es ist leicht zu moralisieren und zu verallgemeinern, darauf hinzuweisen, daß es in früheren Zeiten auch nicht anders gewesen ist.

Schon Sodom und Gomorrha wurden wegen ihrer Sünden und Verbrechen durch Pech und Schwefel vom Erdboden vertilgt. Zwei Jahrtausende ist es her, daß Cicero seine berühmten Reden gegen das lasterhafte Verbrechertum hielt und überhaupt jedes Zeitalter hatte seine Perioden, in denen die Menschen in ganz besonders hervorragendem Grade unter dem Einfluße von Einwirkungen der Umwelt oder großer Ereignisse, welche alle verbrecherischen Instinkte zu fördern schienen, stand. Eine solche Periode, in der die verbrecherischen Triebe im Menschen alle anderen zu überwuchern scheinen, ist allem Anscheine nach auch jetzt für die vielen entsetzlichen Handlungen so zahlreicher Menschen, die Verachtung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, zu tadeln. Zweifelsohne ist der Weltkrieg, welcher alle Schleusen des Hasses und der Niedertracht öffnete, dafür verantwortlich, daß ein unheimliches Anwachsen der Verbrechen in allen Ländern der Welt konstatiert werden konnte. Wenn überall Haß, Verfolgung und Gewalt, statt gegenseitige Duldsamkeit gepredigt wird, kann die psychologische Wirkung kaum eine andere sein.

Die Vereinigten Staaten haben von dieser allgemeinen sittlichen Verschlechterung, welche mit einem starken Hervortreten verbrecherischer Handlungen sich parte, keine Ausnahme gemacht. Es scheint im Gegenteil, als ob alle verbrecherischen Elemente gerade in unserem Lande einen wahren Hexentanz von Gewalttaten und gesetzlosen Handlungen aufführten.

Der Abgeordnete Pinkham von Massachusetts wies erst dieser Tage in einer Rede im Hause darauf hin, daß im verflossenen Jahre in der Bundeshauptstadt mehr Morde verübt wurden als in London. Wenn man bedenkt, daß Washington kaum eine halbe, London aber über sechs Millionen Einwohner hat, so wäre das eine für unser Land recht beschämende Tatsache. Ferner hob Herr Pinkham in seiner Rede hervor, daß sei dem Jahre 1910 die Mordfälle im Distrikt Columbia um 143 Prozent zugenommen hätten und die entsprechenden Ziffern für andere Großstädte und Landesteile in den Vereinigten Staaten im Einklang mit dieser Statistik ständen. Nach seiner Ansicht ist der Charakter der auf Diktat eigennütziger Interessen während der letzten Jahre angenommenen Gesetze dafür verantwortlich. Herr Pinkham vervollständigte seine fürchterliche Statistik dann noch in folgender Weise: Die Zahl der Verhaftungen wegen Trunkenheit war im verflossenen Jahre 142 mal so groß als im Jahre 1910 und die Zahl von Prozessen gegen Familienväter, welche nicht für die Ihrigen sorgten, nahm in demselben Zeitraum um 522 Prozent zu.

Das sind entsetzliche Ziffern, die zu denken geben. Da sie auf Grund amtlicher Statistiken zusammengestellt wurden, können sie nicht geleugnet werden. Die furchtbare moralische Schädigung, welche der Weltkrieg mit seiner Aufpeitschung aller Leidenschaften für das amerikanische Volk im Gefolge gehabt hat, wird darin klar dargetan. Gleichzeitig, worauf der Abgeordnete Pinkham so großes Gewicht legt, wird die direkte Verwilderung und Verschlechterung unseres Volkes durch schädliche Gesetzgebung verursacht, welche von eigennützigen Interessen diktiert wurde. Dadurch wurde bei der großen Masse eine Verachtung vor allen Gesetzen großgezogen, welche sich eben in der Zunahme der Verbrechen zeigt.

Welcher Art Gesetzgebung Herr Pinkham hier ein vernichtendes Urteil spricht, brauchen wir wohl nicht erst des langen und breiten auseinanderzusetzen. Es ist die demoralisierende Zwangsgesetzgebung, welche eine sehr kleine Zahl scheinheiliger Pharisäer auf das amerikanische Volk losgelassen hat. Das unsinnige Prohibitionsgesetz mit seinen Zusätzen und Verschärfungen steht obenan. Diese Ausgeburt beschränkter Zeloten, welche die Natur vergewaltigen und den einfachen Bürgersmann unter das Joch blinder Fanatiker zwingen will, hat mehr allgemeine Verbitterung und Mißachtung vor allen Gesetzen hervorgebracht, als die meisten anderen Gründe zusammengenommen. Mit der Mißachtung vor dem Gesetz nimmt die Zahl der Verbrechen automatisch zu, das bedarf nicht erst langer Beweise, wir brauchen uns also über die erschreckliche Kriminalstatistiken der letzten Jahre nicht erst zu wundern. Ein Wandel zum Besseren ist auch nur dann zu erwarten, wenn die herrschenden Klassen das Verderbliche des gegenwärtigen Kurses einsehen und der Aera der Zwangsgesetze definitiv den Abschied geben. Gleichzeitig muß auch der Geist des Hasses und der Lüge, welchen der Weltkrieg großzog, völlig verbannt werden, dann werden die besseren Instinkte des amerikanischen Volkes wieder die Oberhand gewinnen.

— Unter Freundinnen. „Ich bewundere immer das Haar der Frau Doktor — es ist entzückend!"

„O, das ist noch gar nichts, sie hat noch viel schöneres!"

— Offenherzig. „Ihr Sohn soll auf seinen Geisteszustand geprüft werden. Was meinen Sie dazu? Halten Sie Ihren Sohn für irrsinnig?"

„Herr Rat — da ist er viel zu dumm dazu."

LE COMPTOIR AGRICOLE, LTD.

300 GRAIN EXCHANGE (Landw. Büro) WINNIPEG, MANITOBA

Getreide Kommissions-Firma

Falls Sie Getreide verladen
Bedenken Sie, daß ein
Rechter deutscher Vertreter
In der Getreidebörse
Nur Ihr Interesse
Gut wahrnehmen,
Mit Zufriedenheit
Auf Ihre Sendungen aufpassen
Nach Grad und Gewicht sehen
Natürlich auch wohlmeinenden Rat erteilen kann.

Schreiben Sie wegen Auskunft, Marktbericht und Frachtbriefe.

Mit deutschem Gruß,
Fritz Bringmann, Geschäftsführer.

Bruch geheilt

durch Stuart's Plapao-Pads bedeutet, daß Sie das schmerzhafte Bruchband gänzlich wegwerfen können, da die Plapao-Pads gemacht sind, um Bruch zu heilen, und nicht blos zum Zurückhalten; aber da sie selbst-anhaftend sind, und wenn sie fest am Leibe anhaften, Rutschen unmöglich ist, deshalb sind sie auch ein wichtiger Faktor beim Zurückhalten von Brüchen, welche das Bruchband nicht halten kann. Keine Riemen, Schnallen oder Federn. Weich wie Sammet. Leicht anzulegen. Billig. Kein Arbeitsverlust. Mit Goldmedaille ausgezeichnet. Für bewiesen, was wir sagen, indem wir eine Probe Plapao völlig umsonst senden. Schreiben Sie heute. Plapao Laboratories, 2882 Stuart Bldg., St. Louis, Mo.

Stückkohle — Furnace — Kohle

$8.00 per Tonne in der Stadt geliefert

$7.50 2 Tonnen oder mehr in d. Stadt geliefert

Regina Lignite Coal Co.

2037 — Phone — 2037

Büro 2514 Dewdney Ave. Regina, Sask.